

Wolfgang Huber

Predigt in der Reinoldi-Kirche in Dortmund

am 11. November 2012

Wochenspruch 2. Korinther 6, 2 b:

Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.

Liebe Gemeinde,

vor einiger Zeit schenkte mir eine Freundin eine Uhr. Sie war sicher, dass ich so etwas schon besaß. Aber diese Uhr fand sie so ungewöhnlich, dass sie darin ein besonderes Geschenk sah. Dabei ist sie denkbar schlicht: drei Zeiger, einer für die Stunden, einer für die Minuten und einer für die Sekunden. Doch keinerlei Ziffern finden sich auf dem schlichten, weißen Ziffernblatt; weder die Stunden noch die Minuten noch die Sekunden werden einzeln ausgewiesen. Stattdessen findet sich in schlichten Buchstaben und Ziffern nur der waagerechte Eintrag: „Lk 17, 21“. Ein einzelner Vers aus dem Lukasevangelium macht die Stundenziffern und die Striche für die Minuten und Sekunden überflüssig. Der Vers, auf den diese Uhr hinweist, stammt aus dem Evangelium für den heutigen Sonntag: „Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ Wer weiß, dass das Reich Gottes da ist, der kennt Zeit und Stunde. Das will uns diese ungewöhnliche Uhr sagen. Und es stimmt auch: Ich habe keinerlei Schwierigkeiten, von dieser Uhr mit ihrem scheinbar leeren

Ziffernblatt die Zeit ausreichend genau abzulesen. Obwohl der Hinweis auf das biblische Wort schlicht waagrecht im oberen Teil dieses Ziffernblatts steht, gibt er die entscheidende Orientierung auch für den Umgang mit den Stunden des Tages und der Nacht, mit den Stunden meines Lebens.

Gottes Zeit bricht in unsere Zeit ein und weist den Stunden meines Lebens ihren Platz an. Manche haben die Radikalität dieser Botschaft auch so gedeutet: „Das Reich Gottes ist in euch“. Der Schriftsteller Leo Tolstoi wurde vor rund einhundert Jahren wegen dieser Aussage aus der russisch-orthodoxen Kirche ausgeschlossen. So gefährlich kann die neue Zeitrechnung werden. Sie beginnt mit dem Kommen Jesu, mit seiner Predigt und seiner Zuwendung zu den Menschen auf seinen Wegen durch Galiläa, mit seinem Tod und Seiner Auferstehung. Mit ihm, der den Sündern einen neuen Anfang schenkt, der die Hungrigen sättigt und den Gebeugten zum aufrechten Gang verhilft, ist das Reich Gottes so nahe gekommen, dass er sogar sagen kann: „Es ist mitten unter euch“. Diese Gewissheit Tag für Tag vor sich zu haben, ist ein großes Geschenk. Jedes Mal, wenn ich nach der Uhrzeit schaue, wird mir klar, was die Stunde wirklich geschlagen hat. Gott will unsere Welt zum Guten führen; er will, dass „alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“. Meine Uhr sagt mir die Zeit an, die unser Wochenspruch so beschreibt: „Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Herrn.“

Aber bringt meine Armbanduhr nicht zwei Dinge zusammen, die in Wirklichkeit durch einen tiefen Graben getrennt sind – Gottes Gnade und meine täglichen Erfahrungen, die zerrinnende Zeit meines täglichen Lebens und die gefüllte Zeit der göttlichen

Verheißung? Der Apostel Paulus kann von diesem Gegensatz mehr erzählen als wir in den behüteten Verhältnissen, in denen die meisten von uns zu Hause sind. Er berichtet von Armut und Trübsal auf seinen Missionsreisen, von Schlägen und Gefängnis in der Auseinandersetzung mit den Mächtigen seiner Zeit, von Verfolgung und Selbstkasteiung. Trotzdem hält er an der Zusage von Gottes Gnade fest – im Widerspruch sozusagen: „als die Unbekannten, und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben.“

Solche Gegensätze sind nicht leicht auszuhalten. Sie machen uns manchmal auch in der Kirche zu schaffen. Hape Kerkeling berichtet in seinem Bestseller „Ich bin dann mal weg“ über seine Erfahrungen auf dem Jakobsweg. Ihn beschäftigt der Ärger mit dem „Bodenpersonal“ Gottes. Doch durch die Gleichgültigkeit seiner Freunde der Kirche gegenüber lässt er sich nicht vom Glauben an Gott abbringen. Er hält an der Existenz Gottes fest, auch wenn er nicht so sicher ist, wie er ihn sich vorstellen soll: als Person, als Wesenheit, als Idee, als Licht, als Plan – als was auch immer. Schließlich wagt er einen Vergleich, der ihm persönlich nahe liegt, und sagt: „Gott ist für mich so eine Art hervorragender Film wie ‚Gandhi‘, mehrfach preisgekrönt und großartig.“ Und die Kirche? Der Vergleich liegt nahe: Sie ist das Dorfkino, in dem dieser preisgekrönte und großartige Film gezeigt wird. Die Kirche ist „die Projektionsfläche für Gott. Die Leinwand hängt leider schief, ist verknittert, vergilbt und hat Löcher. Die Lautsprecher knistern, manchmal fallen sie ganz aus oder man muss sich irgendwelche

nervigen Durchsagen anhören. ... Man sitzt auf unbequemen, quietschenden Holzsitzen und es wurde nicht mal sauber gemacht. ... Kein Vergnügen wahrscheinlich, sich einen Kassenknüller wie ‚Gandhi‘ unter solchen Umständen ansehen zu müssen. Viele werden rausgehen und sagen: ‚Ein schlechter Film.‘ Wer aber genau hinsieht, erahnt, dass es sich doch um ein einzigartiges Meisterwerk handelt. Die Vorführung ist mies, doch ändert sie nichts an der Größe des Films. Leinwand und Lautsprecher geben nur das wieder, wozu sie in der Lage sind. Das ist menschlich.“

Ganz so schlimm muss es ja nicht kommen. Hier in St. Reinoldi liegt der Vergleich mit einer schmutzigen Leinwand und knisternden Lautsprechern wirklich fern. Reinoldi ist keine Dorfkirche, geputzt ist es hier auch, die Kirche zeigt sich von ihrer schönsten Seite. Aber menschlich geht es doch zu; und hier in Reinoldi wurde vor einhundert Jahren sogar schon einmal ein Pfarrer, Gottfried Traub, aus dem Dienst entfernt. Es ging ihm so ähnlich wie Leo Tolstoi. Das ist zwar lange her; aber es illustriert, dass es manchmal in der Kirche sogar zu Streit kommt – in Reinoldi liegt das allerdings schon einhundert Jahre zurück.

Aber Sorgen mag es auch heute geben, auch wenn sie harmloser sind als die Sorgen des Paulus oder das Bild, das Hape Kerkeling von der Kirche hat. Strukturelle Veränderungen und mit ihnen verbundene neue Herausforderungen für das Leben der Gemeinde beschäftigen Sie auch hier in Dortmund. Der Gegensatz zwischen der Botschaft von dem Gottesreich, das mitten unter uns ist, und unserem Alltag lässt sich nicht einfach aufheben, auch nicht durch eine Uhr, die auf Ziffern verzichtet, weil mit der Gegenwart des Gottesreiches schon alles gesagt ist. Wie bringen

wir die Reich-Gottes-Botschaft in unsere Zeit? Wie erfahren wir die Wirklichkeit Gottes in den Widrigkeiten unserer Gegenwart? Gewiss durch Glaubenstreue und Nächstenliebe, dadurch dass wir im Alltag zu unserem Glauben stehen und uns für unsere Nächsten einsetzen, wann immer das nötig ist. Das ist das Schwarzbrot des Glaubens: Glaubenstreue und Nächstenliebe.

Aber manchmal brauchen wir mehr als nur Schwarzbrot. Manchmal brauchen wir ein Fest, damit zusammenbleibt, was zusammengehört: das Reich Gottes und unser Alltag. Beides kann nur zusammenbleiben, wenn es auch zusammenklingt. Deshalb ist es so wichtig, dass wir eine klingende Kirche sind. Vieles wird möglich, wenn wir uns so verstehen.

„Reformation und Musik“ – so heißt das Themenjahr 2012 in unserer Kirche. Seit wir mit diesen Themenjahren begonnen haben, sind nun schon fünf Jahre vergangen. Fünf Jahre stehen noch vor uns – dann feiern wir das Jubiläum der Reformation. Sie war eben nicht nur eine Umkehr zum Wort, sondern auch eine Umkehr zur Musik. Die Reformatoren waren davon überzeugt: Dass das Reich Gottes mitten unter uns ist, erfahren wir durch die Musik. Wir erleben es, wenn wir singen. Wir loben Gott mit unseren Liedern; aber wir erfahren auch seine Nähe, seine Gnade, seine Gegenwart.

Es hat sich gut gefügt, dass wir das Jahr der Musik in einem Schaltjahr begehen. So umfasst es einen zusätzlichen Tag: den 29. Februar. 365+1 – schon dadurch war dieses Jahr etwas Besonderes. 365+1: das war auch das Motto eines Netzes kirchenmusikalischer Ereignisse, die sich Tag für Tag über unser ganzes Land legten – von A wie Aachen bis Z wie Zwickau. Und

ziemlich weit oben ist Dortmund dabei. Beteiligt ist es mit seinem ungewöhnlich reichhaltigen Angebot an musikalisch gestalteten, eben „klangvollen“ Gottesdiensten und herausragenden kirchenmusikalischen Ereignissen von Händels Messias über einen Gospelkirchentag bis zu musizierenden Kindern. Als ich all das sah, fragte ich mich, warum Sie mich nicht zum „Messias“ eingeladen haben. Wenn dann noch ein Heimspiel von Borussia Dortmund dazu gekommen wäre, wäre das auch nicht zu verachten.

Ich kenne kaum jemanden, dessen Seele verschlossen bleibt, wenn er an solchen musikalischen Ereignissen teilnimmt. Vielen geht das Herz auf und sie stimmen in das Gotteslob ein: „Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ Vor der Predigt haben wir miteinander diese Zuversicht des Glaubens mit Worten von Paul Gerhardt besungen: „Sollt ich meinem Gott nicht singen? / Sollt ich ihm nicht dankbar sein? / Denn ich seh in allen Dingen, / wie so gut er's mit mir mein'.“ Natürlich schlug mein Herz höher, als wir dieses Lied sangen – schon deshalb, weil Paul Gerhardt, der große Dichter des Protestantismus, in Berlin-Brandenburg zu Hause war, in „meiner Kirche“ sozusagen. Dass Gott es gut mit ihm meine, musste er manchmal harten Erfahrungen abringen: den Erfahrungen des dreißigjährigen Kriegs, dem Tod seiner Frau und seiner Kinder, der Vertreibung aus seiner Pfarrstelle in Berlin, weil er als kämpferischer Lutheraner mit den Reformierten nicht so recht Frieden halten wollte – da sind wir heute doch deutlich weiter! Aber immer wieder war er sicher, von „Gottes Arm bedeckt“, durch seinen Geist beflügelt, durch Gottes Vermögen unterstützt zu werden. Kein Geld ist mit diesem

„Vermögen“ gemeint, sondern die Kraft der Liebe, die durch Jesus für uns alle erfahrbar, nachvollziehbar, praktizierbar geworden ist. Deshalb kann Paul Gerhardt in diesem Lied immer wieder zu dem Refrain zurückkehren: „Alles Ding währt seine Zeit, / Gottes Lieb in Ewigkeit.“ Und während ich es sang, musste ich an meine Uhr denken. Auf die Ziffern unserer vergehenden Zeit kommt es nicht an, sondern auf Gottes Ewigkeit. Denn „Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Wir brauchen diesen Überschwang des Glaubens, der sich leichter besingen und musizieren als bereden und diskutieren lässt. Wir brauchen die Möglichkeit, sich ganz in eine Sache zu versenken, von der gerade Bläser immer wieder so begeistert erzählen. Sie fordern nicht nur ihr Instrument, sondern sie fordern sich selbst – und sei es bis zum Äußersten. Sie sind eins mit dem Instrument, das sie durch den eigenen Atem zu Tönen bewegen; und sie sind eins mit dem Ensemble, in dem sie spielen. Und manchmal kann dieser Chor sogar fünftausend oder siebentausend Menschen umfassen, wie auf einem Kirchentag, oder auch sechzehntausend, wie ich es 2008 auf dem Deutschen Evangelischen Posaumentag in Leipzig erlebt habe. Da saßen sie im großen Rund des Leipziger Zentralstadions und musizierten aus voller Brust; und man konnte sich vorstellen, dass solche Klänge die Mauern Jerichos erschüttern. Viel wichtiger ist, dass die Mauern unserer Herzen ins Wanken kommen, wenn wir so etwas erleben.

Vor wenigen Tagen sprach mich eine mir unbekanntere Frau auf dieses Ereignis an. „Unvergesslich“, sagte sie. Sie war in Leipzig zu Gast, ohne zu ahnen, dass hier der Evangelische

Posaumentag stattfand. Wahrscheinlich wusste sie nicht einmal, was das war. Als sie von dem Abschlussgottesdienst im Stadion hörte, wollte sie unbedingt daran teilnehmen. Sie hatte keinen Teilnehmerausweis; aber sie überzeugte die Ordner davon, dass sie in das Stadion durfte. Sie kam hinein, erlebte den gesungenen, musizierten, gefeierten Gottesdienst – und konnte es nicht mehr vergessen. „Alles Ding währt seine Zeit, / Gottes Lieb in Ewigkeit.“

Das soll der Grundton bleiben, auch über das Jahr der Kirchenmusik hinweg. Wir sind eine klingende Kirche – immer wieder aufs Neue. Dann werden die Menschen es erfahren: *Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils* – immer wieder aufs Neue. Amen.